



Wer dem Ernstfall ins Auge sieht und sich wappnet, kann Alarmismus vermeiden.

ORLOWSKI / REUTERS

Seuchenängste

Über Hysterie und Beschwichtigung in Zeiten von Ebola. Von Wolfgang Sofsky

Seuchengefahren sind unheimlich, gerade dann, wenn sie aus unbestimmter Ferne drohen und ebendarum ganz nahe sein könnten. Hysterie und Beschwichtigung, Ängstlichkeit und Ignoranz gehen nicht selten Hand in Hand.

In der Karibik irt ein Kreuzfahrtschiff umher und findet keinen Hafen; es hat den Verdacht von Ebola an Bord. In Cleveland wurden die ersten Schulen geschlossen, in Madrid hat man kurzzeitig eine Linienmaschine unter Quarantäne gestellt, an vielen Flughäfen wird die Körpertemperatur jedes Ankömmlings gemessen. Nach langer Bedenkzeit hat man eiligst Konferenzen einberufen, Warnungen ausgegeben, das Militär mobilisiert. Einige Behörden haben Grossalarm ausgelöst, andere suchen zu beschwichtigen. Über die Hälfte der deutschen Bevölkerung will keine erkrankten Pflegekräfte aus dem Seuchenkontinent in heimischen Kliniken dulden.

Eine regionale Katastrophe

Obwohl in den Industrieländern nur eine Handvoll Ebola-Fälle zu verzeichnen ist, grassiert die Angst. Sie eilt den Tatsachen weit voraus. Der Seuchenzug, der im Februar begann, hat keineswegs das Ausmass einer Pandemie. Ebola ist keine Seuche der Welt. Sie betrifft einige Präferktoren in Guinea, Sierra Leone und Liberia. Senegal und Nigeria, das bevölkerungsreichste Land der Region, gelten mittlerweile als Ebola-frei, nachdem infizierte Personen konsequent isoliert worden waren. Die europäischen Verdachtsfälle ausserhalb der Klinikmauern erwiesen sich durchweg als Fehlalarme. Bis dato ist Ebola eine regionale Katastrophe mit hoher Dynamik und ruinösen Folgen für die lokale Wirtschaft und Gesellschaft. Von den rund 9200 bisher registrierten Patienten starb etwa die Hälfte. Die Zahl der Erkrankten verdoppelte sich zuletzt etwa alle drei bis vier Wochen. Die Dunkelziffer ist kaum schätzbar. Oft wird die Erkrankung nicht erkannt, Todgeweihte werden zu Hause betreut, Tote von Angehörigen noch eigenhändig gewaschen und zum Abschied geküsst.

Offizielle Beschwichtigungen wären überflüssig, nähme die Besorgnis nicht rapide zu. In unserer

Weltgegend wächst die Angst ungleich rascher, als sich die Seuche ausbreitet. Lange erging man sich in Ignoranz und Bagatellisierung. Das Virus ist weit, der Tod fern. Ist Afrika, dieser Hort der Finsternis, nicht versunken in Elend, Not und Bürgerkrieg? Für die populäre Phantasie liegt der Erdteil abseits westlicher Zivilisation. Unheimlich, faszinierend, gefährlich ist es dort; aber solange der Maschengrenzzaun, die Wüste, das weite Meer die Welten trennen, ist alles in Ordnung. Was jenseits des Horizonts geschieht, bedarf keiner Beachtung. Die Zerrbilder des Eurozentrismus sorgen für innere Sicherheit. Sie rechnen mit der Normalform einer exotischen Katastrophe. Sie scheint mit dem Alltag hierzulande nicht das Geringste zu tun zu haben.

Je dumpfer die Ignoranz, desto grösser der Schreck. Plötzlich tauchen Berichte und Schockbilder auf: Aufruhr, Kranke, die aus dem Spital flüchten, Sterbende auf den Strassen, Helfer in gesichtsloser montur, Leichen, die von Hunden angefressen werden. Und unversehens sind die Fremden hier, sie kommen auf Booten, in Flugzeugen, auf Tragbahnen — Flüchtlinge, Todkranke. Schleppe sie nicht einen grässlichen Tod ein, mit Fieberblut und Virusschleim? Umstandslos verschmilzt die Aversion gegen Fremde und Flüchtlinge mit der Furcht vor Ansteckung und Massentod. Obwohl die Asylbewerber überhaupt nicht aus den Seuchengebieten stammen, macht die kollektive Imagination keinen Unterschied: In Wellen kommt die böse Flut und überschwemmt das Land. Gerüchte verbreiten sich. In Hamburg wartet ein Seuchenkommando auf einen Zug, in dem sich ein junger Mann übergeben hatte; in Berlin wird eine Kneipe von der Polizei abriegelt, nachdem ein Gast gemeldet hatte, ein Ebola-Kranker sitze am Tresen. In Prag wickelt die Polizei einen hustenden Ghanesen vorsorglich in eine schwarze Plasticfolie. Fieber, Schüttelfrost, Husten — und der Verdacht greift zu, obwohl Husten nicht zu den Symptomen von Ebola gehört.

Die Angst vor Berührung, Unreinheit, Ansteckung gehört zu den magischen Urängsten vor dem Fremden. Wie wohlvertraut ist da doch das. Virus, dem Winter für Winter Tausende zum Opfer fallen. Frei schwebt es in der Luft und kann jeden befallen: die Influenza. Ebola hingegen wird lediglich durch die Berührung der Körperflüssigkeiten eines Kranken übertragen. Während der Inkubationszeit besteht keine Gefahr. Doch für das angstgepeinigete Gemüt ist schon der Anblick des Anderen

kontagiös. — Getragen werden hysterische Anfälle von einer Stimmung der Ängstlichkeit, Sie ist vage, diffus ohne Anlass und Richtung. Stimmungen überdauern die einzelne Situation und den Wechsel der Gefühle. Sie grundieren die Seele auf Dauer, aber ihnen fehlt die Erregung akuter Furcht. Nicht im Erlebnis realen Unheils hat Ängstlichkeit ihren Grund und auch nicht in historischer Erinnerung. Von Zeiten der Pest oder Cholera weiss die Mehrzahl der Zeitgenossen nichts. Die Quelle der Ängstlichkeit ist nicht das Gedächtnis, sondern die Imagination, die Vorstellungskraft. Sie vergegenwärtigt, was nicht da ist. Und sie hält etwas für gegenwärtig, obwohl nichts da ist. Niemand hat hierzulande je einen todkranken Ebola-Patienten gesehen, und dennoch könnte das Virus überall sein. Weil es unsichtbar ist, halten viele die Lage für unberechenbar, unheimlich. So wuchern die Befürchtungen.

Weil nichts zu sehen ist, sucht die alarmierte Phantasie die Welt nach Symptomen ab. Überall erkennt sie Indizien, ein Niesenanfall im Fahrstuhl, in der U-Bahn, im Supermarkt, im Wartezimmer. Wo immer Menschen versammelt sind, argwöhnen sie einen Seuchenherd. Ängstlichkeit schärft den Möglichkeitssinn extrem. Sie hält die Erregung latent, aber konstant, auch wenn die Wahrscheinlichkeit gleich null ist. Sich zurzeit in der Schweiz oder in Deutschland an Ebola anzustecken, ist mangels Seuchenkranker so gut wie ausgeschlossen.

Ängstlichkeit schürt Misstrauen. Durchsichtige Beruhigungsmanöver stärken noch die Beunruhigung. Vor dem Desaster geht das Leben zwar noch wie gewohnt weiter. Doch präventiv wird so getan, als könnte man den Seuchenernstfall gründlich proben. Die wenigen Isolierstationen in europäischen Kliniken reichen für ein paar Einzelfälle, aber nie und nimmer für die Eindämmung einer Epidemie. So schlägt die Stunde des Gerichts. Es verbreitet Verdacht und Spekulation in der Gesellschaft. Wird die Obrigkeit im Ernstfall nicht alles vertuschen? Ist die Ruhe nicht trügerisch, beweist sie nicht gerade, dass es längst ernst ist? Vielleicht wird schon diskret nach Infizierten gefahndet, womöglich werden Verdächtige abgeholt und in unbekannte Isolierstationen verbracht.

Misstrauen lässt die Menschen einander meiden. Es durchdringt auch das Verhältnis zwischen Patient, Hilfspersonal und Gesellschaft. Der Seuchenkranke ist für Arzt und Pflegenden todesgefährlich

und das Klinikpersonal gilt in der Gesellschaft als möglicher Multiplikator des Unheils. Helfer, die aus dem Seuchengebiet zurückkehren, werden zu Hause nicht selten als Aussenseiter geschnitten. Man gibt ihnen nicht mehr die Hand. Vor Ort ist das Personal oft nur notdürftig geschult und unzureichend geschützt. Unter den Pflegerinnen in Westafrika gab es über zweihundert Tote. In Liberia trat daher die Fachgewerkschaft in Streik und forderte Schutzausrüstung und Risikoprämien, woraufhin kurzzeitig einige Krankenhäuser schliessen mussten. In der Schweiz, in der bis heute kein einziger Ebola-Fall zu verzeichnen ist, hat der Fachverband schon einmal prophylaktisch einen Gefahreinzuschlag gefordert, nicht ohne darauf zu verweisen, dass kein Pfleger von Berufs wegen verpflichtet ist, einen todkranken Patienten zu versorgen.

Dissoziation der Gesellschaft

Ist die Seuche im Lande, treibt sie die Menschen auseinander. Der Ansteckung kann nur entgehen, wer niemandem zu nahe kommt. Die Menschen werden zu «Unberührbaren». Ein Meter Abstand, kein taktile Kontakt, das ist die Devise für Helfer in Ebola-Gebieten. Doch der Furchtsame glaubt, dass jeder den Tod in sich tragen könnte. Die Menschen fliehen aus der Stadt, aus dem Dorf, aus der Region, sie zerstreuen sich, fliehen voneinander. Im Zustand der Massenseuche ist jeder des anderen Tod. Manche schliessen sich in Häusern und Hütten ein, verbarrkadierten sich vor den Eindringlingen, die sie abholen wollen. Nur Distanz verspricht noch Hoffnung. Die Seuche dissoziiert die Gesellschaft. Und nichts fürchten die Menschen mehr als den Einschluss in einem Revier der Todkranken. Die soziale Einrichtung, in der sie versorgt und manchmal auch geheilt werden können, erscheint ihnen als Zentrum des Verderbens.

Gegen die Epidemie helfen die klassischen Massnahmen der Seuchenbekämpfung: strikte Hygiene und Isolation. Statt Hysterie, Ängstlichkeit und fadenscheiniger Beschwichtigung bedarf es einfacher Tugenden und Einstellungen: Umsicht, Entschlusskraft, Hilfsbereitschaft und Sachkenntnis.

Wolfgang Sofsky lebt als Soziologe, Essayist und freier Autor in der Nähe von Göttingen. In diesem Jahr ist (bei Mattes und Sein) sein Buch «Weisenfels» erschienen.